

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Eine Reise nach berlin

urn:nbn:de:bsz:31-62031

eifrig den Hof machte. Ein Menschenkenner war er nicht, — nein, er war nur ein verliebter Bursche, und da die Liebe bekanntlich blind ist, so sah der Flori das Schnurrbärtchen richtig nicht, um so weniger als Liseli in Floris Gegenwart ernstlich bemüht war, seine Fühler einzuziehen, just wie die Schnecke, wenn sie Gefahr wittert.

Drum war das Liseli dem Flori — wie's gemeinlich in der Zeit ist — sein „Ein und sein Alles“, sein „Lieben und sein Leben“, sein „Glück und seine Seligkeit“; drum führte er's auch aufs Standesamt, sowie weiter an die Stufen des Altars und schließlich heim in sein warmes, gutgebautes Nestle. Und zu bereuen hatte Flori diesen Schritt nie; nein, das will der Hinkende beileibe nicht gesagt haben! — Denn das junge Weibli hielt musterhafte Ordnung, war fleißig und brav, was in unserer Zeit, wo die guten Hausfrauen so rar sind, viel heißen will. Das Liseli war eben eine kernhafte, echte, deutsche Frau, dem Flori nicht nur eine Gefährtin, nicht nur eine Gespielin, sondern auch die Teilnehmerin seiner Leiden und Freuden, seiner Mühen und Arbeiten; kurz, sie war der edle Schmuck seines Hauses und die treue Hüterin seines Herdes.

Aber — wo Licht ist, da ist auch Schatten. Liselis Schnurrbärtli fing schon gleich im Anfang der Ehe an, bedenklich zu wachsen, und der Flori hatte oft einen heftigen Zweikampf mit ihr um die Frage: wer die Hosen anhaben sollte; er oder sie? Und da Liseli immer energisch die Offensive ergriff und Flori ein schlechter Parierer war, hatte er nach derartigen Austritten stets eine schwere Niederlage zu verzeichnen.

Das wurmte den Flori; denn erstens war er ein friedfertiger Charakter, zweitens aber hatte er sein sonst so tüchtiges Liseli doch von Herzen lieb. Um nun weitere Zweikämpfe zu vermeiden, versiel er auf einen Gedanken, den er alsbald auch ins Praktische übersehte. Er hatte nämlich längst bemerkt, daß es seiner Frau weniger um die Sache selbst zu thun war, als darum, daß sie recht behielt. Hatte er sich nun etwas im Stillen vorgenommen, dann gab er immer das direkte Gegenteil davon kund, und da Liseli einmal protestieren mußte, so kam er allezeit zu seinem eigentlichen Ziele.

Zum Beispiel: Es war Sonntags und er wäre gern in die Wirtschaft gegangen, wie stellte er das an? Dann sagte er: „Liebs Liseli, hütt bliß i wäger deheim; es isch mer gar nit ums Furtgoh!“

„Was?“ sagte dann das Liseli, „witt au e sone Stubehofer werde, wie der Bollersfried, wo 's ganz Johr nit zum Loch us chunnt. Nai, e sone Schloshube will i keini. De gohsich und trinkich die Sunntigschoppe wie anderi Männer au. Dermit hett 's es, kei Wort meh!“

Wollte Flori neue Hosen, neue Stiefel oder sonst so was haben, dann sagte er so nebenbei: „Dies Johr chönne mer öbbis spare, mer bruuche der Schnider nit, denn mini Gheider sinn noch ziemli guet. Es laufe viel umenander, sie henn keini e so.“

Jetzt ging es aber los: „Jo, e so Lohi, e so miß-

rablegi, wo 'Liederig sinn, aß sie e paar Hose-n wie Büdle bringe, laufe gnueg ume. Ich aber will kei Lohi, i will e Ma' ha, wo als Ma' ustritt, als Ma' sufer isch und als Ma' doht. Ich bi d' Frau und ich ha für des z' forge, nit du, aß des weisich. Ich mueß mi schamma, wenn de dreckig umme lauffich. Am Mentig chunnt der Schnider und mißt der e Muntur a. Dermit basta! Kei Wort meh!“

Ging er mit ihr über Feld und kehrten sie im Schale oder Köfli ein, dann sagte der schlaue Flori beim ersten Fläschli: „Frau, i mein, mer breche wieder uf; 's isch g'nueg für hütt!“

„So, 's isch g'nueg für hütt!“ fing da gleich 's Liseli an, „gell, wil ich bi der bi? Wenn d' allei wärsich, thar's d'r nit so pressiere, do thätich nämi, zehni juße. Aber nai, Flori, jez bin i au do und jez will i au e meng Pläsier. Ich ha mi die ganzi Woche verschinde und ha kei Freud, und zuedem, d' Bettelüt trinle-n e Vierteli und göhn wieder; aber rechti Lüt löhn öbbis druf goh. Wer in der Freudi nit si Stand bihaupte cha und will, soll deheim bliße. „Wirti,“ ruft 's Liseli energisch, „Wirti, bringe no e Liter vom Weste und öbbis rechis z' esse! Ob der Flori will oder nit, i ha's b'stellt, es blißt d'rbi und kei Wort meh!“ Und der Flori jagte kein Wort meh, aber desto besser sprach er dem Wein und dem Essen zu und freute sich heimlich.

So kamen Flori und sein Liseli ganz gut aus. Er ließ ihr Recht und bekam doch seinen Willen, — freilich durch eine Hinterlist. Aber dies erlaubte er sich aus Liebe zum Frieden, aus Liebe zu seiner Frau, und um dieser beiden — so meinte er — dürfte man sich auch ein wenig verstellen. Helfen that's ja, und das war die Hauptsache.

Eine Reise nach Berlin.

Der alte Christian Wohlgemuth hatte es gut auf seine alten Tage. Nach all der vielen Mühe und Plage sah er nun mit seiner Frau in aller Stille hinten im Auszüglerhäuschen, derweilen vorn das Wohnhaus mitsamt dem Acker und der Wiege, wie auch dem Büschlein Wald verpachtet war. Es waren freilich nur etwas über hundert Thaler, die es dafür gab; aber der Pächter war ein fleißiger, solider Mann, der genau auf den Tag den festgesetzten Zins bar auf den Tisch zahlte. Außerdem aber zog unser Christian Wohlgemuth ja auch noch Pension, eine richtige Staatspension aus königlicher Kasse, wenn er auch sein Lebtag nur Bauer gewesen war. Diese Pension aber war ihm zuteil geworden, weil er anno 1870 vor Orleans durch einen Schuß aus solch einer vermaledeiten Kugelspritze schwer verwundet worden war, so daß sein linker Arm nur gerade noch zum Pfeifenstopfen nutz war. Hinter dem Pfluge herzugehen, daran hatte ihn die Verwundung nicht gehindert, und wo einmal wirklich zwei Arme nötig gewesen, da war seine Geliebste zugesprungen und hatte ihm den linken Arm ersetzt.

So war es die Jahre über gegangen, bis es eben nicht mehr ging, — bis das Alter kam. Da hatten sie sich zur Ruhe gesetzt — Kinder hatten sie keine. So saßen sie nun auch schon etliche Jahre auf ihrem Altenteil; ihr liebstes Plätzchen war die Bank, die an der Sommerseite des kleinen Hauses nach hinten hinaus stand, wo man weit hinaus auf alle Felder und Wälder schauen konnte.

Sie waren voller Eintracht; was sie wollte, dem stimmte auch er zu, und wenn er einen Wunsch oder einen Gedanken äußerte, dann war auch sie nicht dagegen. Nur einen Punkt gab es, in dem sie nicht einig waren, und das war leider ein Hauptpunkt für den Alten, während die Frau dies für eine Nebensache hielt, ja, mitunter, wenn er ihr gar zu sehr zugeseht hatte, dann wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie beinahe in bösem Tone sagte: „Ach, geh; das ist der pure Unsinn!“

Dann aber ward er zumeist still und ließ die Sache fallen. Als sie aber wieder einmal durchaus nicht auf seine Pläne eingehen wollte, that er nicht so. Er stopfte sich die Pfeife, die ihm in der vorhergehenden Rede ganz ausgegangen war, wieder bis obenhin voll und sagte in entschiedenem Tone: „Na, da bleib du daheim, ich aber fahre.“

„Wo willst du denn das Geld dazu hernehmen?“ fragte sie da wider.

Er lächelte erst pfiffig vor sich hin, dann aber erwiderte er in ernsthaftem Tone: „Na, ich mein' doch, die Fahrt ist frei. Es hat doch im Amtsblatt gestanden.“

„Das war damals, als es gerade fünfundzwanzig Jahre her war, daß der Krieg war,“ so gab sie zurück; „da hättest du frei fahren können; aber das gilt jetzt nicht mehr.“

„Ah, das wäre! Es war doch nicht meine Schuld, daß ich damals nicht fahren konnte! Du weißt doch, daß ich so schwer darniederlag, und von nichts anderem als immer noch von den vielen Kugeln, die mir damals in die linke Seite gefahren sind. Es war' doch zu arg, daß ich nun deswegen keine freie

Fahrt mehr haben sollte. Nein, so ungerecht ist der Kaiser nicht.“

„Kannst es ja 'mal probieren,“ sagte die Frau, „ob sie dir die freie Fahrt jetzt noch geben.“ Im stillen dachte sie: es wird ja doch nichts daraus. Der Alte aber sagte die Sache ernsthaft auf, und als er sich das nächste Mal in der Kreisstadt seine Pension auszahlen ließ, fragte er den Kassierer so nebenher, wie es wohl stünde, ob er jetzt wohl noch Anspruch hätte auf die freie Fahrt nach Berlin; dazumal wär' er doch schwer krank gewesen und hätte nicht reisen können. Der Kassierer lachte ihm ins Gesicht; aber zum Glücke kam gerade der Landrat selber dazu, und als er das eiserne Kreuz auf der Brust des Alten sah, fragte er, worum es sich handle? Voll Teilnahme hörte er den Alten an und sagte ihm zu, daß er einmal sehen wolle, was sich darin machen ließe.

Unser Christian Wohlge-muth rannte seelenvergnügt heim, um nur dort so schnell wie möglich die gute Nachricht anzubringen; aber unterwegs kam ihm noch ein besserer Gedanke: er beschloß, seiner Frau gar nichts davon zu sagen. Was würde sie für Augen machen, wenn dann wirklich die Erlaubnis zu der freien Fahrt käme?!

„Wenn die Erlaubnis aber nicht kommt,“ so sagte er bei sich, „na, dann giebt's noch andere Mittel,“ und dabei überzählte er sich in Gedanken das Geld, das er in einzelnen Mark- und Groschenstücken seit Jahren heimlich zusammen-gespart hatte.

Er sagte daheim also nicht das Ge-ringste von der wich-

tigen Unterredung mit dem Landrate — bis auf einmal, nach vielleicht vierzehn Tagen, der Briefträger ein großes dickes Schreiben bei ihm abgab, für das er 10 Pfennige zu zahlen hatte. „Vom Landrats-amte,“ meinte der Briefträger.

„Was wollen denn die?“ fragte die Frau abnungslos. „Mach auf und guck hinein,“ erwiderte der Alte; das Herz klopfte ihm ärger, als es ihm vor Orleans geklopft hatte. Die Frau holte die Brille herzu, putzte dieselbe fein säuberlich, setzte sich in den Stuhl und las und las und wollte es nicht glauben! Richtig, da stand es: Auf das mündliche Gesuch vom so und so vielten war dem Veteranen



Ihr liebtes Plätzchen war die Bank, die an der Sommerseite des kleinen Hauses noch hinten hinaus stand.

Christian Wohlgenuth in Berücksichtigung der obwaltenden Umstände ausnahmsweise noch nachträglich freie Fahrt in der 3. Klasse bis Berlin und zurück zugebilligt worden!

Keine acht Tage darauf sehen wir das Paar richtig nach Berlin abreisen. Das ganze Dorf weiß davon, und alles schaut ihnen über die Gartenzäune nach, als die beiden sich auf den Bahnhof begeben. Ja, beide! Denn die Frau fuhr mit. Das Geld, das er sich heimlich für die Fahrt erspart hatte, war nun dazu da, um ihr ein Billet zu kaufen; er aber fuhr ja auf des Kaisers Kosten!

Wie schaute alles, als der lange, schlanke, trotz seiner 65 Jahre kaum gebeugte Mann auf dem Bahnhofe ankam! Drei Kriegsmedaillen und das eiserne Kreuz glänzten auf seiner Brust. Als er einstieg, rüdten rechts und links die Reisenden respektvoll zusammen; jeder wollte helfen, den Koffer und den Korb unterzubringen, die sie bei sich hatten.

„Wohin geht die Reise, Alter?“ so fragte aus der Nachbarabteilung ein junger Bursche mit einem bunten Mäpfelein auf dem Kopfe. „Wollt wohl mal dem Kaiser Euren Besuch machen?“

„Ja, wir fahren nach Berlin,“ antwortete die Frau für ihn; er aber nickte und war schon ganz beglückt.

Lang ist solch eine Fahrt bis in die Reichshauptstadt; immer neue Menschen steigen ein; andere, mit denen man vertraut wie mit alten Bekannten sich stundenlang unterhalten hat, steigen aus, und man sieht sie niemals wieder im Leben. Zulezt wird es immer voller im Wagen; immer mehr Menschen kommen herzu, die auch noch in die Hauptstadt wollen, bis sie zulezt eng aneinander gedrängt sitzen. Ja, etliche stehen gar aufrecht im Wagen, um nur ja noch mitzukommen, denn die große mächtige Stadt winkt und zieht mit aller Macht, als ob sie eitel Glück und Gold im Schoße trüge. —

Schon fährt der Zug zwischen himmelhohen Häusern daher; ab und zu raffelt er über eine Straßen-

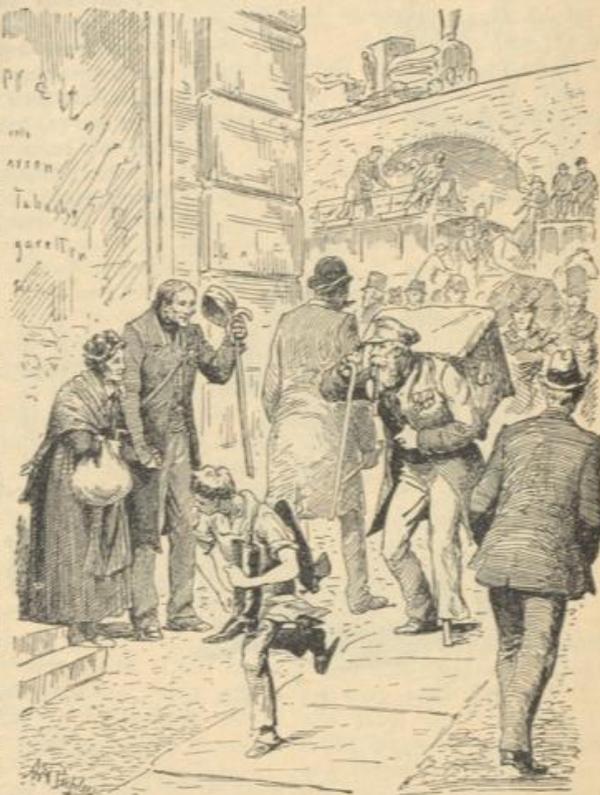
brücke, und man sieht dann unten die Leute daher rennen, — bis es endlich einen gewaltigen Knack giebt und der Zug im Bahnhofe unter einem riesengroßen Glasdache steht. Alles aussteigen! Angstlich kletterten unsere biedern Alten in das Menschenmeer hinunter, das vor ihnen wogt und brandet, und mit aller Mühe finden sie sich aus dem Glashaufe auf die Straße hinaus, wo ihnen ein Dienstmann ohne weiteres, und als ob er dazu bestellt gewesen wäre, ihr Gepäck abnimmt, um sie nach einem Gasthofe zu bringen, der dicht in der Nähe ist. Da sitzen sie nun hoch oben im vierten Stockwerke,

wo sie der Kellner hingeleitet hat. Sie trauen sich zunächst nicht auf die Straße, aber endlich, nachdem sie sich gewaschen und gegenzeitig sauber abgebürstet haben, begeben sie sich hinab.

„Vor allem müssen wir nach den Linden,“ so meinte der Alte; „hier heraus muß der Weg gehen;“ denn wenn es freilich auch schon bald an die dreißig Jahre her ist, daß er damals mit eingezogen als sapperreicher Krieger, so weiß er sich doch so ungefähr noch zuzufinden.

Sie aber staunt nur und staunt! Was man da alles sieht und hört, — nein, so etwas kann man sich ja gar nicht vorstellen! Menschen, die auf Rüdern daherfahren! Wagen, die nur so daher schnellen und doch keine Pferde vorgespannt haben! Eisenbahnen, die

hoch über die Häuser wegstiegen! Und dabei ein Menschengedränge auf den Straßen, wie's dahinter nicht in der Kreisstadt ist — selbst am Marktplatz nicht! Trotz all dem Gedränge aber merkte sie es, daß sie auffallen. Die Menschen schauen sie an; sie ab und zu bleibt einer stehen und schaut sich noch besonders nach ihnen um. Ein paar Offiziere in glänzender Uniform, die an ihnen vorbei flanieren, halten plötzlich in ihrem leichten Geplauder inne und sehen sich den Alten an. In diesem aber erwacht der alte Soldat, er macht Honneur, und die Offiziere legen insgesamt die Hand an den Helm und schauen den Alten an und streifen mit einem freund-



„Fremd hier in Berlin, Herr Kamerad?“ so fragt er gutmüthig.

lichen Blicke auch die Ehrenzeichen, die er auf der Brust trägt.

Auch ein Leiermann kommt unter all den vielen vorüber. Er sieht die beiden lächelnd an und legt die Hand an seine alte, verschliffene Soldatenmütze.

„Fremd hier in Berlin, Herr Kamerad?“ so fragt er gutmütig, und ohne die Antwort abzuwarten, humpelt er weiter und verschwindet im Straßengewühle.

Unsere beiden Alten sind ganz beglückt davon, wie schön es hier ist und wie freundlich alle Menschen zu ihnen sind.

„Jetzt kommen wir ins Schloß,“ sagt der Mann; „siehst du, da ist es; es ist aber das alte, wo der alte Kaiser Wilhelm gewohnt hat. Schau, da hat der alte Kaiser die Parade abgenommen, und an dem Fenster dort oben, dem Eckfenster im ersten Stock, hat er gestanden, wie wir Verwundeten an ihm vorbeimarschirt sind.“

Die Alte faltet die Hände und bleibt ganz versunken in dem Anblick stehen, und auch er denkt der alten Zeit und denkt an den Kaiser Weißbart, der seine Heere so oft zum Siege geführt hat.

„Jetzt aber gehen wir an das richtige und eigentliche Schloß, wo der junge Kaiser Wilhelm wohnt. Dort siehst du es schon.“

Als sie an der Hauptwache vorbeikommen, steht vorn am Gitter ein Soldat, das Gewehr auf der Schulter. Plötzlich, gerade als das Paar vor ihm ist, macht er auf dem Absatze Kehrt, rennt zurück und schreit dabei wie besessen: „R-raus!“ Die Frau meint gar, das wär nur wegen ihres Alten, und ist ganz ängstlich und erschreckt; der Alte aber kehrt sich rasch um und weist auf eine Kutsche hin, die im selben Augenblick vorbeijagt und in der ein Häuflein blühender Kinder sitzt.

Sie ziehen weiter und kommen an den Palast, den der Kaiser jetzt bewohnt. Vor der Pforte stehen viele Menschen. „Gleich reitet er aus,“ so heißt es. Hier stellen sie sich auf und warten und warten; aber eine Stunde vergeht und noch eine; die Pforte bleibt geschlossen. Der Alte will trotzdem nicht von der Stelle, aber sie meint, sie müsse jetzt unbedingt etwas essen, sonst bekäm sie den Magenkrampf. So verlassen sie den Platz und gehen wieder den Linden zu. Plötzlich, als sie gerade mitten über die glatte, breite Straße hinüber schreiten, hören sie hinter sich etwas rufen und immer wieder rufen. Sie wenden sich um — ei, du meine Güte! kommt da direkt auf sie zu ein Reiter langsam daher getrabt. Weiß Gott, das ist der Kaiser in eigener Person. Der Alte tritt rasch zurück, während die Frau sich ängstlich ihm zur Seite hält; er reckt und streckt sich, als wär er noch Flügelmann im ersten Gliede, und schaut den Kaiser mit weiten Augen an, gerade als sollte der die Parade über ihn abnehmen. Lächelnd schaut der Kaiser vom Pferde herunter; er neigt sich leicht zu dem Alten hinab und legt grüßend die Hand an seinen glänzenden Stahlhelm. —

Der Kaiser war wohl schon unten am Brandenburgerthor angelangt, die beiden standen noch immer

auf dem selben Flecke, starr vor Staunen und vor Freude, daß sie den Kaiser so gut und so nahe gesehen hatten.

„Du, er hat dich genau angeschaut,“ so sagte die Alte, „ganz genau angeschaut, was ich dir sag! Und mit einem Aug' hat er dir auf die Medaillen geguckt. Ganz genau hab' ich das gesehen.“

„Ja, mir war's auch so,“ meinte der Alte, noch ganz in Gedanken versunken. „So'n Kaiser hat ein scharfes Auge; der alte hatte es, ein Auge wie ein Adler; und von dem hat's der Enkel scheint's geerbt.“

Sonderbar war nun, daß den beiden jetzt, nachdem sie so Großartiges erlebt hatten, in Berlin nichts mehr gefallen wollte. Was es sonst noch zu sehen gab, darnach fragten sie gar nicht. Keine zwei Tage waren vergangen, und es erfaßte sie das Heimweh; im Umsehen waren sie wieder daheim.

Die Leute im Dorfe meinten, es könnte ihnen doch unmöglich in der Hauptstadt gefallen haben, weil sie so bald wieder heimkämen; aber sie lachten beide und sagten, es wär wunderschön gewesen, noch viel schöner, als sie sich's gedacht. Wenn die Leute sie aber fragten: „Na, was habt Ihr denn alles erlebt? Was giebt's zu sehen in Berlin?“ — da mußte keines von ihnen so recht Bescheid zu geben.

Der Alte aber ging gleich, nachdem sie wieder daheim waren, in den Wald hinaus und holte ein frisches Reis vom Eichenbaume. Damit umkränzte



er den alten Landwehrhelm, den er, als Erinnerung an die große Zeit, auf der Kommode stehen hatte. Als er dann davor stand und sich alles noch einmal zurüdkrief, was er in der Hauptstadt gesehen und erlebt, da schlug ihm das Herz vor Lust und Freude.

Nur eines bekümmerte ihn; in einer Hinsicht war er doch nicht ganz zufrieden mit sich.

„Du hättest eigentlich,“ so sagte er immer wieder bei sich, „Hurra schreien sollen, als der Kaiser so freundlich guckte. Das war nicht recht, und am Ende hat dir's der Kaiser noch übel genommen.“

Als er aber die Frau fragte, was sie dazu meine, erwiderte diese: „Man wird doch den Kaiser nicht so anschreien! Er könnte ja erschrecken. Nein, er war auch so froh! Ich hab's gut gesehen: er hat gelacht über beide Backen.“